

Kleine Beiträge zur Kritik der literarhistorischen Forschung

vom Direktor Dr. Johannes Moeller.

I.

Während die Logik auf den Gebieten der grammatischen und der religiösen Forschung in den letzten Jahren hinter der Psychologie zurückgetreten ist, konnte sie in der Literaturwissenschaft bis heute den ersten Platz behaupten. So herrschen in der Methodik der literarhistorischen Forschung immer noch Anschauungen, die auf unrichtigen Ansichten vom dichterischen Schaffen beruhen, indem der Künstler mit dem Maße des exakt arbeitenden Gelehrten gemessen und sein von Phantasie und Gefühl geborenes Werk wie eine wissenschaftliche Abhandlung beurteilt wird. Und doch hatte schon Moriz Haupt in seinen Vorlesungen den Satz aufgestellt: „man soll einen Schriftsteller nicht logisch meistern, sondern ihn psychologisch verstehen“ (Vgl. C. Belger, Moriz Haupt als akademischer Lehrer; Berlin 1879, S. 144.). Für eine solche Betrachtungsweise werden im folgenden einige Beiträge geliefert.

1. Gustav Frenssen erzählt in seinem bekanntesten Roman (S. 424): „da stieß Jörn Uhl seinen Stock in die Erde und sagte: „Größeres kann mir nicht geschenkt werden, Lisbeth, als ein Mensch, mit dem ich alles bereden mag. Das habe ich nicht gehabt, seit Fiete Krey hinter Ringelshörn verschwand und Lena Tarn sich zum Sterben zurecht legte. Ich bin einsam gewesen; und in der Einsamkeit bin ich wunderbarlich und starr geworden.“ Dagegen heißt es an einer früheren Stelle (S. 351): „Jörn Uhl war von Kind an gewohnt, allein zu grübeln. So war er ein Mensch geworden wie ein Haus mit einer hohen Mauer rund umher. Das junge Weib (Lena Tarn) lachte, sang, arbeitete und liebte, und kam mit alledem nur vor das Tor seiner Seele. Sie klopfte zuweilen an; er ließ sie nicht ein. Sie war ihm zu gut, zu lieb und zu fröhlich. Was sollte sie in seine dunkle, sorgenvolle Seele sehen?“ Und einige Seiten später liest man (S. 355): „Jörn Uhl ging wieder ans Bett zurück, an dem er seit sechzehn Stunden stand. Ja, da war noch etwas zu ordnen. Etwas. Er beugte sich zu ihr (Lena Tarn) nieder, und mit seinen schwerfälligen Worten saate er ihr, wie lieb er sie gehabt hätte. Sie versuchte, ihn anzusehen. Es sollte ein langer, verwunderter Blick sein. Sie sah ja zum erstenmal in seine Seele. Aber die Augenlider waren zu schwer“. Man wird zunächst diese widersprechenden Schilderungen des Verhältnisses zwischen Jörn und Lena auf eine Unachtsamkeit des Dichters zurückführen, wie sie in der Poesie häufig, wenn auch selten in der Charakteristik der Hauptpersonen, begegnet (vgl. Richard M. Meyer, Deutsche Stilistik, München 1906, § 167), aber bei genauerem Zusehen und Versenken in die Charaktere erkennt man hier eine besondere

dichterische Feinheit, die auf scharfer Beobachtung beruht: ein zart empfindender Mensch, der sich einem Wesen, das er liebt, aus Scheu nicht erschließen kann, oder gerade weil er es liebt, nicht erschließen will, glaubt in der Erinnerung, nachdem die Scheu überwunden ist, und die Liebe sich verklärt hat, sich diesem Wesen erschlossen zu haben. So wirkt die Stelle ein ebenso bezeichnendes Licht auf den Charakter Jörn Uhls wie auf die Beobachtungsgabe Gustav Frenssens.

2. Als Thisbe ihren Geliebten zu Tode getroffen unter dem Maulbeerbaum liegen sieht, jammert sie, so erzählt Ovid (metam. IV 142 ff.): „mein Pyramus, welches Geschick hat dich mir entrissen? Pyramus antworte! Deine Thisbe ruft dich.“ Da schlägt Pyramus, wie er diesen Namen hört, seine todbeschwerten Augen auf und blickt die Geliebte an. Daß der Dichter ihn nicht bei der Nennung seines, sondern ihres Namens erwachen und aufschauen läßt, macht zunächst den Eindruck der Unwahrheit und der Berechnung, aber bei näherer Prüfung erkennt man, daß Ovid diesen Zug dem Leben abgelauscht hat. Otto Ludwig, der raffinierter Kunst abhold ist, aber sich auf die Empfindungen jugendlicher Herzen wohl versteht, verwendet ihn ebenfalls. In seiner Heiteretei (Ausgabe des Bibliograph. Instituts Bd. 2 S. 177) läßt er Holders Fritz, der eben noch leblos unter den hart zupackenden Händen des Meisters Schnödler lag, plötzlich aufwachen, als dieser zufällig den Namen seiner Geliebten nennt: „der Name Heiteretei wirkte stärker auf den Kranken als vorhin der Ueberguß mit kaltem Wasser. Er erhob sich halb und sagte“

3. Wer in Wilhelm Raabes Hungerpastor (S. 13 der siebenten Auflage von 1896) liest: „die ungebildete Frau säugte ihr Kind, stellte es auf die Füße, lehrte i h n das Gehen, stellte es für das ganze Leben auf die Füße, lehrte i h n für das ganze Leben das Gehen“, ist versucht, das Wort i h n in e s zu ändern. Diese Ungleichheit darf aber grammatischen Erwägungen zu Liebe nicht beseitigt werden, denn sie stammt vom Dichter. Das Neugeborene steht als der bestimmte Hans Unwirsch so lebhaft vor seinem geistigen Auge, daß er bei dem kleinen Kinde schon an den Knaben und Jüngling denkt, zu denen es sich entwickelt. Solche unbeabsichtigte gedankliche Prolepse ist bei Menschen von lebhafter Phantasie und raschem Gedankenflug keine seltene Erscheinung. Ähnlich bestimmen bei ihnen neue sich herandrängende, aber noch nicht ausgesprochene Vorstellungen schon im voraus Genus und Numerus des Artikels oder Pronomens. So schreibt Otto Ludwig in der Erzählung zwischen Himmel und Erde (Ausgabe des Bibliographischen Instituts Bd. 3 S. 126): „Er sah, es war nicht mehr das Weib, das die schmelzenden Friedensworte gesprochen; d i e war mit ihrem Kinde gestorben in dieser schrecklichen Nacht. Das Weib, das vor ihm stand, war nicht mehr die Mutter, die zu ihm hinhoffte, deren Kinder er retten konnte; es war die Mutter, der er das Kind getötet. Eine Mutter, die den Mörder fortwies“; und (S. 182): „Er hatte nur soviel Bleibleche mit sich heraufgenommen, als er brauchte; e i n e war also von ihm vergessen worden; in der Zerstreung hatte er eine Befestigungsstelle übergangen“. Dort drängt sich der Begriff Mutter vor W e i b, hier B e f e s t i g u n g s s t e l l e vor B l e i b l e c h. So findet wohl auch eine Stelle in Horaz' Satiren ihre Erklärung I 5, 91 f: Nam Canusi lapidosus (panis), aquae non ditior urna Qui locus, wo ditior auf das folgende locus bezogen ist.

II.

Aus Gleichnissen, Bildern und Metaphern werden in der Litterarhistorie weitgehende Schlüsse gezogen auf die Gedankenwelt und die Lebensumstände der Schriftsteller und auf die Zeitfolge ihrer Werke. Hierbei herrscht die Ansicht, Sinnliches und Geistiges verhalte sich wie näher und ferner,

einem Bilde oder einem metaphorischen Ausdruck liege stets, wenn auch latent, ein ausgeführtes Gleichnis zu Grunde und schließlich, diese fielen zeitlich später als jenes. Genauere Beobachtungen zeigen jedoch, daß diese Ansicht nicht ausnahmslos richtig ist.

1. Otto Ludwig erläutert in seiner Heitererei (Ausg. des Bibl. Instit. Bd. II S. 97) einen sinnlichen Eindruck durch einen geistigen Vorgang: „An den hinabgegangenen Tag mahnte nur noch ein leiser violetter Schein, der hier und da immer seltener und flüchtiger an einem Föhrenstamme hinzitterte, wie eine verlorene Stimmung aus der Vergangenheit, die vergebens Erinnerung zu werden strebt.“

2. Schiller schafft, wie G. Kettner in seinen Studien zum Wilhelm Tell (Berlin 1909 S. 63) bemerkt, aus der einfachen, in der Sprache fortlebenden metaphorischen Vorstellung des heulenden und in der Kluft sich fangenden Sturmes ein vollkommen einheitlich, bis ins Einzelne lebendig angeschaut Bild: W. T. V. 2164 ff.

Wenn der Sturm

In dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
Dann rast er um sich mit des Raubtiers Angst,
Das an des Bitters Eisenstäbe schlägt;
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens.

3. Schiller verwendet mehrfach das ihm durch die homerische Erzählung im vierzehnten Buche der Ilias (W. 214 ff.) vertraute Bild vom Anmut verleihenden Gürtel der Venus. Zuerst begegnet es in der älteren Fassung der Operette Semele vom Jahre 1781: „Was ist, ohne Liebe, Ehre? Was Zitherens Gürtel ohne sie?“ (W. 20 f.), dann in der ersten Fassung der Götter Griechenlands vom Jahre 1788 „Hoher Stolz, auch droben zu gebieten, Lehrte sie den göttergleichen Rang Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten, Der den Donner selbst bezwang“ (W. 45—48), und in den im folgenden Jahre erschienenen Künstlern „Der Anmut Gürtel umgewunden, Wird sie zum Kind“ (W. 62 f.) und „Der Schönheit goldner Gürtel webet Sich mild in seine Lebensbahn (W. 290 f.). Ebenso kurz wird er in späteren Werken erwähnt, so in dem „Gürtel“ überschriebenen Gedicht aus dem Jahre 1800, ferner in der Braut von Messina (W. 1205) und in der zweiten Fassung des Triumphs der Liebe (W. 93—95), die beide dem Jahre 1803 angehören. In der Mitte zwischen diesen kurzen Erwähnungen aus der früheren und späteren Zeit steht die ausführliche Angabe der Ilias-Szene im Anfang der erst im Jahre 1793 verfaßten Schrift über Anmut und Würde.

Mehrfach läßt sich bei Schiller diese Beobachtung machen, daß er einen in früheren Werken nur angedeuteten Gedanken in späteren ausführt, so die Bedeutung der Eumeniden in den Künstlern (W. 229 f.) und in den Kranichen des Ibykus (W. 96 f.); das Verhältnis zwischen Jüngling und Jungfrau in dem Gedichte die Geschlechter und in dem Liede von der Glocke (W. 58 ff.); die Not als Erzieherin der Menschheit im Abfall der Niederlande (Buch 1 S. 25, 34 der Säkular-Ausgabe) und in der Abhandlung Etwas über die erste Menschengesellschaft, die abfällige Beurteilung der Mehrheit in verschiedenen Schriften (vgl. R. Festers Zusammenstellungen in der Säk.-Ausg. Bd. 14 S. 440).

III.

In der literarhistorischen Forschung spielt die gegenseitige Abhängigkeit der Schriftsteller eine große Rolle. Sie gilt vielfach als erwiesen, wenn Übereinstimmungen in charakteristischen Aus-

drücken, in außergewöhnlichen Ansichten oder in nichtalltäglichen Motiven vorliegen. Und doch sind solche Übereinstimmungen oftmals nur zufällig, in dem sich leicht unter gleichen Verhältnissen auch bei verschiedenartigen Menschen dieselben Worte oder Gedanken einstellen, oder sie sind scheinbar, indem zwar die Ergebnisse gleich, aber die Voraussetzungen verschieden sind.

1. Shakespeare gebraucht im Hamlet (III 1) den Ausdruck *Is sicklied o'er with the pale cast of thought*, der genau übereinstimmt mit der ihm sicher unbekanntem Erklärung des Wortes *albus*, die der Scholiast zur ersten Satire des Persius (I 16) gibt *cogitandi pallore confectus*.

2 a. Zur Bezeichnung der Vergeblichkeit des Bemühens, einen Mord ungeschehen zu machen, gebraucht Aeschylus (Choephor. V. 71) das Bild von der Unmöglichkeit der Wiedergewinnung verlorener Jungfrauschaft *τιγόντι δ'ὄντι νευγίζων ἑδολίων ἄζος*. Der gleiche Gedanke, in anderer Weise als Bild verwendet, kehrt wieder in einer Tagebuchnotiz Friedrich Hebbels vom 22. Oktober 1837 (in R. M. Werners Ausgabe, 3. Aufl., Berlin 1905, Bd. 1 Nr. 909): „Die Jungfrauschaft und ein edler Stolz, Beides sind Dinge, die man niemals oder auf ewig verloren geben muß.“ Auch Goethe bedient sich dieses Bildes (Xenion 588 [Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 8 S. 66]), aber er läßt es im Gegensatz zu Aeschylus und Hebbel in seiner ursprünglichen Umgebung:

Einmal sollst du dich nur und nur Einem, o Schöne, dich schenken,

Wie die Blume der Scham Einer und einmal nur pflückt.

So spricht die ganz verschiedenartige Verwendung dieses Bildes für die gegenseitige Unabhängigkeit der drei Dichter, obgleich sie sich in dem Gedanken nahe berühren.

2 b. Wer in „Huttens letzten Tagen“ die Verse liest (XX S. 49):

Mein Mütterlein, behalt mich lieb und gern!

Bleib du mir milde wie der Abendstern!

könnte, besonders bei einem Vergleich mit dem Gedichte „Hirtenseuer“, glauben, in ihnen einen Nachhall von Wolframs Lied im Tannhäuser (III 2) zu verspüren, zumal da Conrad Ferdinand Meyer ein feines Verständnis für Musil besaß und ebenso wie Richard Wagner in François Willes gastlichem Hause zu Mariafeld viel verkehrte. Aber aus H. von Moltkes Briefen wird auch der, der seine eigenen Empfindungen nicht verallgemeinern will, gern entnehmen, daß der Anblick des Abendsterns vielfach in empfindsamen Herzen zarte und wehmütige Gefühle erweckt. Moltke schreibt am 27. Mai 1841 an seine Braut: „Süße Marie, wenn Du abends nach 9 gegen Süden blickst, so wirst Du einen prachtvollen Stern am Horizont aufsteigen sehen. Es ist derselbe, den meine Mutter selig so oft bewunderte. Ich sah ihn nie, ohne an sie dabei zu denken, und habe den Glauben, daß es mein guter Stern ist. Denke dann an mich.“

3. Unvergeßlich bleibt jedem Leser der Odyssee die Szene, in der Eurykleia, als sie bei der Waschung an Odysseus' Fuß die alte Narbe bemerkt, in dem fremden Bettler den heimgekehrten Herrn erkennt (Od. XIX 392 ff.). Ebenso erkennt in C. F. Meyers Novelle der Oberst an einer tief eingeschnittenen Narbe auf der bloßgelegten Stirnhöhle in Gustav Adolfs Pagen die Tochter seines Herzenfreundes Leubelfing, die in ihrer gefährlichen Rolle unerkannt bleiben will. (S. 336 der 63. Auflage des ersten Novellenbandes von 1912). Ist es auch möglich, daß Meyer dieses Motiv aus Homer entnommen hat, so ist es doch nicht sicher. Denn im wirklichen Leben geschieht und geschah Ähnliches. So erzählt Ekkehard IV in seiner Geschichte des Klosters S. Gallen c. X (Monum. Germ. histor. II ed. Pertz p. 115 [Hannover 1829]), Graf Ulrich, der nach langer Gefangenschaft bei den

Ungarn als Bettler in die Heimat zurückgekehrt sei, habe sich gegenüber Frau Wendilgart durch eine sehr kenntliche Narbe als ihren Gemahl ausgewiesen und sie, die seinen Liebkosungen nicht traute, völlig überzeugt.

IV.

Auf dem Gebiete der Literaturhistorie ist Kritik besonders angebracht gegenüber den Urteilen der Schriftsteller und Rezensenten. Diese täuschen sich über ihre Originalität, jene fallen in Fehler, die sie bei anderen rügen und urteilen, im Glauben objektiv zu sein, höchst subjektiv.

1. Wilhelm Münch schreibt in dem Aphorismus *Licht und Liebe* (in den Anmerkungen zum Text des Lebens, 3. Aufl., Berlin 1904, S. 28): „Es gibt einige Gleichnisse, die unserem Geiste so nahe liegen, daß sie immer von neuem gefunden werden, in der Dichtung aller Zeiten wiederklingen, den Menschen aller Jahrhunderte durch die Sinne gegangen sind. Eines, meine ich, müßte dazu gehören, und doch weiß ich nicht, ob ich's je gehört oder gelesen habe. Darum will ich es meinerseits sagen: Die Liebe ist wie eine Lichtflamme, an der beliebig viele andere Flammen entzündet werden können, ohne daß jener etwas von ihrer Kraft verloren ginge.“ Dieses Gleichnis findet sich aber bereits bei Cicero, der in seiner Schrift über die Pflichten (I 51 f.) aus Ennius drei Verse folgenden Inhalts anführt: „Wer einem Irrenden den Weg zeigt, gibt ihm Licht von seiner Leuchte, ohne selbst etwas dabei einzubüßen.“ Es ist schwer denkbar, daß Münch diese Stelle in einer in den Schulen früher viel traktierten Schrift nie gelesen habe, da er doch ein preußisches Gymnasium besuchte, viele Jahre als Lehrer, Direktor und Schulrat tätig war und stets für die philosophisch-pädagogische Literatur aus alter und neuer Zeit großes Interesse besaß. Sicher haftete dieses Bild unbewußt in seinem Gedächtnis.

Ähnlich liegt es bei U. von Wilamowitz-Moellendorff, dessen geistreiche Einfälle Erwin Rohde einstmals glückliche Reminiscenzen nannte. Wenn er in seiner Ausgabe des Adonis des Bion von Smyrna (Berlin 1900) auf Seite 46 von Johann Heinrich Voss' Kartoffelphantasie spricht und in seiner Einleitung zum Herakles des Euripides (1. Auflage, Berlin 1889, I S. 245) die wissenschaftlichen Zeitschriften Bedürfnisanstalten für kurzdärmige Vielgeschäftigkeit nennt, so erinnern diese nicht sehr geschmackvollen, aber bezeichnenden Ausdrücke an Worte Viktor Hehns (in seinen Gedanken über Goethe, 5. Aufl., Berlin 1902, S. 32 f.) und Friedrich Schillers in seiner Besprechung von Stäudlins Schwäbischem Musenalmanach auf das Jahr 1782 [Säkular Ausg. Bd. 16 S. 167, 2—4]; und in einem Brief an W. von Humboldt vom 7. September 1795). Aber schwerlich war sich jener Gelehrte, als er diese Bezeichnungen bildete, bewußt, daß ihm hierin schon andere vorangegangen waren.

2. Richard M. Meyer lehnt in seiner Deutschen Stilistik (München 1906, S. 15) die Verwendung des Ausdrucks *von vorn herein* ab, gebraucht ihn aber selber mehrfach, sogar auf der nämlichen Seite, auf der die Ablehnung steht (S. 15 und 84).

3. Als vor einigen Jahren Björnsons Dichtung „Wenn der junge Wein blüht“ über die deutschen Bühnen ging, nahm man in der Rheingegend an der norddeutschen Uebersetzung des Titels Anstoß, da doch nur die Trauben, nicht der Wein blühe. Aber Marianne von Willemer, die in Linz in Oesterreich geboren war und den größten Teil ihres Lebens in Frankfurt a. M. verbrachte, schrieb am 22. Juli 1825 an Goethe: „Wo wir uns des blühenden Weins auf dem schönen Hügel erfreuten“; und heute sagt man noch am Rhein: „Der wilde Wein blüht“.

Ueber die von H. H. Houben veranstaltete Auswahl aus Gregorovius' *Wanderjahren in Italien* urteilt M. Rühl in *Hettners Geograph. Zeitschrift* XVIII 12 [Leipzig 1912] S. 711: „Wir sind sicher, daß die hübsch ausgestattete und billige Ausgabe . . .“, zur gleichen Zeit schreibt über sie G. Wittowski in der *Zeitschrift für Bücherfreunde* (IV 9 [Leipzig 1912] S. 349): „die Ausstattung ist recht dürftig, der Preis dagegen um so höher.“

V.

Die Goethe- und Schiller-Ausgaben der letzten Jahre haben die Herausgeber wiederholt vor die Frage gestellt, welchen Druck oder welche Bearbeitung eines Werkes sie ihrer Ausgabe zugrunde legen sollten. Denn philologisches Interesse und Pietät streiten bei der Beantwortung dieser Frage mit einander. Unter den Herausgebern von Schillers *Geschichte des dreißigjährigen Krieges* machten Bogberger (*Deutsche Nationalliteratur*), Bellermann (*Bibliographisches Institut*), Fester (*Säkularausgabe*), Engert (*Hesse*) u. a. die Bearbeitung vom Jahre 1802 zur Grundlage ihrer Ausgaben, Desterley und Kluchhohn wählten dagegen für Goedekes *Kritische Gesamtausgabe* und für die *Tempelklassiker* den Kalenderdruck der Jahre 1791—93, doch macht letzterer gelegentlich Zugeständnisse an die spätere Fassung (vgl. *Euphorion* XIX 1912 S. 144). Auch wenn man seine Lesungen nicht immer billigt, wird man doch seinen und Desterleys Vorgehen in Prinzip zustimmen. Denn wir lesen heute dieses Werk nicht um unser geschichtliches Wissen zu erweitern oder zu vertiefen, sondern um Schiller als Geschichtsschreiber und Menschen kennen zu lernen. Dazu eignet sich im ganzen die erste Fassung besser, wenn auch natürlich eine Wiedergabe beider Fassungen noch erwünschter wäre (vgl. dazu Goethe, *Literarischer Sansculottismus*, *Säkular-Ausgabe* Bd. 36 S. 142, 34 ff.). Gewährt uns doch die erste an verschiedenen später beseitigten oder geänderten Stellen einen Blick in die geistige Werkstatt Schillers und in sein Gemütsleben. So findet sich z. B. in ihr die einzige Spur von Schillers wiederholter und begeisterter Lektüre des Aeschyleischen *Agamemnon* (vgl. meine Untersuchung in den *Neuen Jahrbüchern* XXIII 1909 S. 299 ff.) und ferner ein entschlüpftes und deshalb um so wertvolleres Geständnis seines jungen Eheglückes. Im Kalender für 1791 heißt es auf Seite 203 „und die Heldentugend gewann wieder ausschließend ein Herz, das nicht bestimmt war, sich in das stille Glück eines einzigen Geschöpfes einzuschließen“; im Neudruck des Jahres 1802 steht dafür: „ein Herz, das nicht bestimmt war, sich auf das stille häusliche Glück einzuschränken.“ Die Worte stehen am Anfang der zweiten Hälfte des ersten Teils, der im September 1790 beendet war (vgl. Schiller an Körner am 12. Sept. 1790). In ihrer ersten Fassung erinnern sie nicht nur an Schillers jugendliche Deutung der Liebe in einem Briefe an Reinwald (vom 14. April 1783), sondern vor allem an verschiedene briefliche Äußerungen aus der Zeit des Verlöbnisses und der Ehe. So schreibt er an Götschen am 6. Januar 1790 „An unserm Calender werde ich desto vergnügter arbeiten, liebster Freund, und er wird desto bester für die Damen ausfallen, wenn ich eine im Hause habe, die ich darüber konsuliren kann“; an seine Schwester Christophine am 16. Mai desselben Jahres: „Anstatt alles Erzählens und Versicherns schreibe ich Dir also kurz, daß ich glücklich bin mit meiner Lotte, daß alle meine Wünsche von häuslicher Freude in ihre schönste Erfüllung gegangen sind . . . In fremder Gesellschaft lebe ich jetzt gar selten, denn ich habe in meinem eigenen Hause alles, was mich glücklich machen kann . . . Ein Glück für mich und meine Frau, daß wir nicht nötig haben, unsere Glückseligkeit irgend anderswo zu suchen als in unserem eigenen Hause“; an demselben Tage an Körner: „Die Ferien sind vorbei und ich bin wieder im Geschirr; doch mehr in Gö-

schens (wegen des Kalenders) als der Akademie und lasse mir Geschäfte die schönen Maitage nicht verderben. Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als so verlassen und allein;" schließlich an Huber einige Monate später, wenige Wochen vor dem Abschluß des genannten Kalenderteiles (am 23. August 1790): "... so muß ich den freundlichen Genius meines Lebens bewundern, der mir mein Ideal von häuslichem Glücke so unverfälscht und so lebendig erfüllt hat. Mit jedem Tage verjüngt sich dieses Gefühl der Freude in meinem Herzen und die glückliche Existenz eines holden lieben Wesens um mich her, dessen ganze Glückseligkeit sich in die meinige verliert, verbreitet ein sanftes Licht über mein Dasein".

So sind die vorher angeführten Worte im Dreißigjährigen Kriege, wie diese Briefstellen zeigen, ein wahres Bekenntnis. Später erhielt der Gedanke eine andere Fassung, wohl weil Schiller die ursprüngliche zu intim erschien. Denn ihm war gerade in seinem Gefühlsleben größte Keuschheit eigen (vgl. Fritz Jonas, Schillers Seelenadel, Berlin 1904, S. 140). Nahm er doch nur ein Gedicht an Lotte in seine Werke auf „Einer jungen Freundin ins Stammbuch“, und auch dieses wohl nur, weil es ein eigentliches Liebesgedicht nicht war.

